

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.  
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Zusätze werden die gespaltene Pettelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Zusätzen für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Zusätze können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

## Die deutschen Gewerkschaften vor dem Sozialistengesetz.

Leipzig, 26. Juni.

Ueber den deutschen Gewerkschaftskongress, der während der vorigen Woche in Stuttgart getagt hat, haben wir unseren Lesern ausführlich berichtet. Es wäre nunmehr an der Zeit, ein kritisches Resümee über seine Verhandlungen zu geben, doch fruchtbarer, als in einer Reihe aneckender Sätze zusammenzufassen, was jeder intelligente Arbeiter selbst schon aus dem Berichte herausgelesen hat, will uns ein historischer Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Gewerkschaften erscheinen bis zu dem Höhepunkte, den diese Entwicklung in dem Stuttgarter Kongresse erreicht hat.

Wie die politische, so nahm auch die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung ihren Ursprung in Leipzig. Gerade zwei Jahre, nachdem sich die Leipziger Arbeiter um Weisheit und Rat an Ferdinand Lassalle gewandt hatten, im Frühjahr 1865, brach ein Streik in Leipzig aus. Es war allerdings nicht der erste Streik in Deutschland überhaupt, aber doch der erste Streik, der die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich lenkte. Während sonst noch überall in Deutschland Koalitionsverbote bestanden, hatte die sächsische Gewerbeordnung vom Jahre 1861 sie beseitigt. Jedoch der Versuch der Leipziger Arbeiter, die neue Waffe zu gebrauchen, glückte erst halb; sie errangen nur einen Teil der Lohn-erhöhung, um die sie kämpften, da es den Buchdruckerbesitzern gelang, Streikbrecher in genügender Zahl nach Leipzig zu ziehen.

Gleichzeitig nahmen die Berliner Arbeiter den Kampf um die Koalitionsfreiheit auf. Sie hatten noch eben erst der Fortschrittspartei willige Heerfolge gegen Lassalle geleistet, und es war gerade der gehässige Widerstand der berühmten „Volksmänner“ gegen die Koalitionsfreiheit, der den Berliner Arbeitern zuerst die Augen über ihre Klasseninteressen öffnete. Obgleich die Koalitionsfreiheit die einfache Konsequenz der liberalen Wirtschaftsordnung ist, so wollten die Fortschrittmänner sie doch nur bewilligen mit besonderen Strafbestimmungen gegen ihren „Mißbrauch“, worauf sich die Berliner Arbeiter natürlich nicht einließen. In großen Volksversammlungen drückten sie so energisch auf die „edlen Volksfreunde“, die ihnen ein A für ein U machen wollten, so daß es Mitte Februar im preussischen Abgeordnetenhause zu der dreitägigen Koalitionsdebatte kam, in der die fortschrittliche Mehrheit einen ebenso krassen Mangel an dem einfachsten sozialpolitischen Verständnis bewies, wie die reaktionäre Minderheit.

Dagegen hatten die Leipziger wie die Berliner Arbeiter in diesen Kämpfen einen treuen Verbündeten, nämlich das einzige sozialdemokratische Blatt, das damals in Deutschland erschien, den Sozialdemokraten, den der Allgemeine deutsche Arbeiterverein, die von Lassalle gestiftete Arbeiterorganisation, dreimal wöchentlich herausgab. Sowohl den Leipziger Arbeitern in ihrem Streik, als auch den Berliner Arbeitern in ihrem Kampfe um das Koalitionsrecht stand die selbst noch sehr junge und schwache Sozialdemokratie unerschütterlich zur Seite, nicht mit demagogischer Ueber- aber auch nicht mit demagogischer Unterschätzung des Koalitionsrechtes. Um das Gerede der bürgerlichen „Arbeiterfreunde“ von heute zu widerlegen, als sei die Sozialdemokratie je eine Gegnerin der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung gewesen, braucht man nur das sozialdemokratische Organ aus dem Jahre 1865 mit der damaligen bürgerlichen Presse zu vergleichen, nicht etwa mit der Kreuzzeitung oder sonstigen konservativen Blättern, sondern mit den feinsten Blättern der damaligen bürgerlichen Demokratie, mit der Berliner Volkszeitung, die nach einer kriminellen Bestrafung, des von Arbeitern begangenen Kontraktbruchs schrie, oder mit der Frankfurter Zeitung, die das Streikbrechen als eine höchst verdienstliche That pries. Wenn diese und ähnliche Blätter heute einiges Verständnis der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung bekunden, und es nun gleich verwenden, um die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterklasse gegen ihre politische Organisation aufzuheben, so vergesse man nicht, daß ihnen dies Verständnis erst in jahre- und jahrzehntelanger mühsamer Arbeit von der sozialdemokratischen Presse eingepaukt worden ist.

Hieraus ergibt sich denn auch sofort, weshalb die gewerkschaftliche Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung in deren ersten fünfzehn Jahren weit hinter ihrer politischen Entwicklung zurückblieb. Die deutsche Bourgeoisie verweigert den deutschen Arbeitern hartnäckig die Rechte, die sie ihnen nach ihren eigenen Bourgeoisprinzipien hätte erkämpfen müssen; sie verweigerte ihnen Press-, Vereins- und Versammlungs-, Koalitionsfreiheit; wollten die deutschen Arbeiter sich überhaupt als Klasse gewerkschaftlich und politisch organisieren, so mußten sie sich erst die Rechte erkämpfen, die in anderen vorgeschrittenen Ländern von der Bourgeoisie zunächst in deren eigenem Interesse, aber dann auch für die Arbeiter erkämpft worden waren. Was hätte es für einen Sinn gehabt, gewerkschaftliche Organisationen in Masse zu gründen, solange der Federzug irgend eines betriebligen Polizeipäpshas genügte, sie wieder massenhaft zu zertrümmern! Selbst wenn die gewerkschaftliche Organisation das einzige

Ziel der modernen Arbeiterklasse wäre, wie sie es freilich nicht ist, so hätten die deutschen Arbeiter in den sechziger und siebziger Jahren den politischen Kampf führen müssen, den sie tatsächlich geführt haben, eben um die unerlässlichen Vorbedingungen einer Gewerkschaftsbewegung zu schaffen.

Unter diesen Umständen war es nicht ein kümmerlicher, sondern ein sehr bedeutender Erfolg, daß im Jahre 1878 immerhin schon 50000 deutsche Arbeiter gewerkschaftlich organisiert waren. Trotz aller Ungunst der Verhältnisse, gegenüber einem raffinierten System polizeilicher Unterdrückung, das die Arbeiter immer wieder gewaltsam aus dem politischen Gebiet zurückwarf, wenn sie sich auf gewerkschaftlichem Gebiet anzusiedeln gedachten, hatten sich die deutschen Gewerkschaften doch ein nicht geringes Terrain erobert. Manche der Männer, die sich damals durch die zäheste Energie und Kraft um die gewerkschaftliche Bewegung verdient gemacht haben, leben heute ja noch unter uns, so Wotteler, der vor gerade dreißig Jahren die unglaublichen Chikanen, unter denen die gewerkschaftliche Bewegung zu leiden hatte, einmal mit den Worten schilderte: „Wald nennt man uns eine Verbindung von Vereinen, die das Gesetz verbietet, bald stempelt man uns zu politischen Vereinen, um uns unter gewisse Gesetzesparagrafen bringen zu können. Bald stehen wir im Geruche, mit der Internationale zu gehen, und bald bedrohen wir die Ordnung dadurch, daß wir uns mit öffentlichen Angelegenheiten befassen.“ An ein Aufhören dieser, bis zur kleinlichsten und peinlichsten Quälerei durchgeführten Drangsale war nicht zu denken, — ehe die politische Arbeiterbewegung nicht zu einer wirklichen Macht im deutschen Leben geworden war. Aber als die herrschenden Klassen sich nicht mehr der Erkenntnis verschließen konnten, daß sie daran sei, eine wirkliche Macht zu werden, griffen sie zu einem brutalen Gewaltmittel und versuchten die Arbeiterbewegung mit dem polizeilichen Knüttel des Sozialistengesetzes tot zu schlagen.

Wie bekannt, sollte dieses Gesetz nur die „revolutionären Bestrebungen“ der Arbeiterklasse treffen, aber ihre „friedlichen und geselligen Bestrebungen“ schonen. Aus dem Bourgeoisjargon in verständliches Deutsch überfetzt, hieß das: Die Ausnahmemassregel soll die politischen Organisationen der Arbeiterklasse treffen, aber ihren gewerkschaftlichen Organisationen soll es kein Haar krümmen. So las man vor Tisch, nach Tisch kam es bekanntlich anders. Die gewerkschaftlichen Organisationen wurden wegrasiert, wie die politischen, und es ist nicht bekannt geworden, daß damals einer der bürgerlichen Denker, die heute ihr glühendes Herz für das Gewerkschaftswesen so preislich vor sich hertragen,

## Seniileton.

Nachdruck verboten.

### Ein Doppelgänger.

Von Theodor Storm.

Ein Sonntagmorgen war es; Hanna hatte eben das jetzt schon dreijährige Kind in seinen dürftigen Sonntagstaat gekleidet; John sah mit aufgestüpftem Ellbogen an Tisch vor seinem Morgenkaffee, wühlte mit der Hand in seinen dunklen Locken und schrieb mit einem Stückchen Kreide Zahlen auf die Platte.

Bald aber zerbrach und zermalmt er die Kreide zwischen seinen Fingern und starrte wie gedankenlos auf Weib und Kind. „Was hast Du jetzt zu thun, Hanna?“ frug er endlich.

Sie warf den Kopf herum; die Worte klangen ihr so trocken. „Nichts!“ sagte sie ebenso, „das Kind ist angezogen.“

„Was thatest Du denn, als Du mit Deiner Mutter noch allein warst und nicht einmal ein Kind zum Anziehen da war?“

„Ich ging betteln in der Stadt!“ antwortete sie; und ein höhnischer Troß klang aus den Worten, „das ging noch besser, als es jetzt geht! Du wußtest ja, daß Du eine Bettelbirne freitest!“

„Und schämtest Du Dich nicht?“ fuhr es aus ihm heraus.

„Nein,“ sagte sie hart und sah ihm mit starren Augen ins Gesicht.

„Warum lerntest Du nicht mit meiner Wäsche umgehen? Deine Mutter konnte es doch; sie hatte bei Herrschaften gedient. Das hätte uns jetzt Geld gebracht und war besser gewesen, als das faule Umherlungern.“

Sie schwieg; es war nie daran gedacht worden. Aber in ihrem hübschen Kopfe fing es an zu kochen, als sie nichts erwidern konnte. Dazu, die Augen ihres Mannes lagen auf ihr, als wolle er sie ganz ins Nichts hinunterdrücken. Da kam ihr ein Gedanke; er verfehlte ihr den Atem, aber sie konnte es nicht verhalten. „Es giebt ja noch anderen Verdienst!“ sagte sie, und als er schwieg: „Wir könnten Wolle spinnen; das hast Du ja sechs Jahre lang getrieben und kannst es mich selber lehren!“

„Ihm war, als hätte er einen Schlag in sein Gehirn bekommen, und sein Gesicht verwandelte sich so furchtbar, daß sich das Kind mit beiden Armen an die Mutter klammerte.

„Weißt Du, Hanna!“ schrie er. „Das sagst Du mir? — Du?“

Und als sie jetzt wie ohne Leben ihm ihr Gesicht entgegenhielt, faßte er sie an beiden Schultern, zog sie an sich, als müsse er sich überzeugen, ob sie's auch selber wäre, und stieß sie dann gewaltsam von sich. Der Stuhl, an dem sie gestanden hatte, fiel zurück, und das Kind stieß einen gellenden Schrei aus; das Weib aber stürzte gegen den Ofen; dann glitt sie mit einem schwachen Wehlaut auf den Boden.

Als wären die Gedanken ihm abhanden gekommen, sah John darauf hin; als er ein wenig seine Augen hob, da sah er an einem hervorstehenden Schraubenstift des Ofens, von dem das Kind den Messingknopf zum Spielen abgenommen hatte, einen Tropfen roten Blutes hängen. Er kniete nieder und fuhr suchend mit den Händen durch das volle Haar seines Weibes; plötzlich wurden ihm die Finger feucht, er zog sie hervor. „Blut!“ schrie er und betrachtete mit Entsetzen seine Hand; dann fuhr er fort, zu suchen, hastig, mit fliegendem Atem, und — nun hatte er es gefühlt, ein Stöhnen brach aus seinem Munde: da, da quoll es hervor, da war der Stift hineingedrungen; tief — er wußte nicht, wie tief. „Hanna!“

flüsterte er, indem er sich zu ihrem Ohre beugte, und noch einmal stärker: „Hanna!“

Da kam es endlich. „John!“ kam es von ihren Lippen; doch wie aus weiter Ferne.

„Hanna!“ flüsterte er wieder, „bleib, o stirb nicht, Hanna! Ich hol einen Doktor; gleich, gleich bin ich wieder da!“

„Es kommt doch keiner.“

„Ja, Hanna, er soll kommen!“

Eine Hand griff tastend nach der seinen, wie um ihn zurückzuhalten. „Nein, John — kein Doktor — Du bist nicht schuld — aber — sie sehen Dich ins Gefängnis!“

Sie warf sich plötzlich gewaltsam herum. „Rüh mich, John!“ rief sie laut und wie in Todesangst; doch als er seine Lippe auf die ihren drückte, küßte er nur noch eine Tote.

Scheu schlich das Kind zu ihm heran. „Ist Mutter tot?“ frug es nach einer Weile, und als der Vater nickte: „Warum weinst Du denn nicht?“

Da ergriff er das erschrockene Kind mit beiden Händen und drückte es an sich. „Ich kann nicht!“ stammelte er heiser; „ich habe sie — ermordet“ wollte er sagen, aber es wurde an die Thür geklopft.

Er wandte den Kopf und sah den Nachbar Tischler eintreten. Der alte Mann hatte durch die dünnen Wände den Lärm gehört, das Mitleid mit der Frau, die dessen nicht mehr bedurfte, hatte ihn hergetrieben; nun sah er erschrocken auf die Tote.

„Was ist das! Was habt Ihr hier?“ frug er verwirrt.

John richtete sich auf und setzte die Kleine auf den Fußboden. „Es ist nur wieder ein Sarg zu machen,“ sagte er tonlos, „und ich habe keine Eschenstämme mehr. Ich bin ein armer Lump, Nachbar!“

Der Alte sah ihn eine Weile schweigend durch seine